

Monster

von David Greig
deutsch von Barbara Christ

Koproduktion mit der Hochschule für Schauspielkunst *Ernst Busch*



MATERIALIEN

Premiere: 24. Oktober 2014, Box

Kontakt: Junges DT
Deutsches Theater • Schumannstr. 13A • 10117 Berlin
Tel. 030.284 41 220 • E-Mail: info@jungesdt.de

Inhaltsverzeichnis

Besetzung	3
Einleitung	4
Zum Stück	5
Schwachsein ist normal. Interview mit David Greig zu seinem Stück <i>Monster</i>	6
Monster im Flur Vorschlag zur Vorbereitung des Theaterbesuchs	9
Escape Oder: Was kann man tun? Vorschlag zur Nachbereitung des Theaterbesuchs	12
Multiple Sklerose – Die Krankheit mit 1000 Gesichtern	13
Kinder als Pfleger Artikel aus der ZEIT, 2009	15
Impressum	19

Monster

von David Greig
deutsch von Barbara Christ

Seit ihre Mutter bei einem Motorradunfall gestorben ist, lebt Duck allein mit ihrem MS-kranken Vater. Bisher sind sie gut über die Runden gekommen, nun aber steht das Jugendamt vor der Tür, in der Wohnung herrscht Chaos und die Dinge drohen komplett aus dem Ruder zu laufen. Und das nicht nur, weil plötzlich auch noch Ducks Schulfreund mit seinen ganz eigenen Absichten auftaucht und im Flur unberechenbare Monster lauern. Duck setzt alles daran, die absolute Katastrophe zu verhindern: die Trennung der Kleinstfamilie. Dazu muss sie sich mehr als nur einer Realität bedienen.

empfohlen ab Klasse 9

Es spielen

Helmut Mooshammer

Linn Reusse

Gregor Schleuning

Natali Seelig

Regie Simon Solberg

Bühne Maike Storf

Kostüme Linda Tiebel

Video Joscha Sliwinski

Sounddesign Stephan Läufer

Licht Heiko Thomas

Dramaturgie Kristina Stang

Aufführungsdauer ca. 1 Stunde 15 Minuten

Premiere am 24. Oktober 2014, Box

Einleitung

Das Stück *Monster* des schottischen Autoren David Greig, 2010 in Glasgow uraufgeführt, erlebte im Oktober 2012 seine deutschsprachige Erstaufführung in Hannover. Seitdem wurde es mehrfach nachgespielt und wurde im Dezember 2014 mit dem deutschen Jugendtheaterpreis ausgezeichnet.

Obwohl es eigentlich es Jugendstück ist, behandelt *Monster* Themen, die über einen spezifisch „jugendlichen“ Themenkreis hinausgehen. Im Zentrum steht das Thema Krankheit, gekoppelt mit der Frage nach Pflege und Verantwortung, der Last des Betroffenen wie der Überforderung des Umfelds. Darüber hinaus handelt das Stück von Familie und Zusammenleben, vor allem aber von der großen Sehnsucht nach Normalität, die alle Figuren umtreibt. *Monster* ist ein komisches Stück und gleichzeitig eines, das sich schonungslos Problemen widmet, die keine große Sichtbarkeit haben.

Wir wünschen Ihnen und Ihren Schüler_innen ein spannendes Theatererlebnis!

Kristina Stang

Kristina Stang
Dramaturgin/ Theaterpädagogin
stang@deutschestheater.de
030.284 41-312



Szenefoto mit Linn Reusse

Zum Stück

Das Stück: Die Hauptfigur in *Monster* ist die 16-jährige Duck. Sie lebt seit dem tödlichen Motorradunfall der Mutter allein mit ihrem Vater, der an Multipler Sklerose erkrankt ist. Duck tut ihr Möglichstes, die Krankheit des Vaters nach außen zu verbergen und die Fassade der Normalität aufrecht zu erhalten.

Als das Jugendamt darauf aufmerksam wird, dass Duck in der Schule auffällig müde und unkonzentriert ist und eine Sozialarbeiterin ihren Besuch ankündigt, um nach dem Rechten zu sehen, bricht in der Kleinstfamilie Panik aus: Duck fürchtet, es könnte auffallen, dass sie und ihr Vater zu zweit nicht mehr wirklich klarkommen. Für sie ist klar: Wenn das rauskommt, droht ihr das Heim, sie wird von ihrem Vater getrennt werden. Dem Vater ist schon eher klar, dass er Hilfe außerhalb der Familie benötigt, aber auch er fürchtet die Trennung von seiner Tochter. Als der Besuch der Sozialarbeiterin ansteht, entladen sich die Ängste der beiden in pures Chaos: trotz der zeitweisen Erblindung des Vaters als Symptom der MS versuchen sie, ein Mittagessen in einer heilen Familie zu inszenieren, und zu allem Überfluss taucht auch noch Ducks Schulfreund auf, der einen komplizierten Plan ausgeheckt hat um der Umwelt zu beweisen, dass er nicht schwul ist. Und in diesem Plan spielt Duck eine entscheidende Rolle... Ohne den ernsten Hintergrund aus den Augen zu verlieren, überwiegen stellenweise die komischen, slapstickartigen Momente, wenn alle Figuren, die Sozialarbeiterin durchaus eingeschlossen, sich nur noch krampfhaft bemühen, ihre jeweiligen Fassaden aufrecht zu erhalten. Und immer wieder drängt sich eine ganz andere Ebene ins Geschehen, eine Welt, die Duck in ihrer Fantasie erschaffen hat. Sie träumt davon, Schriftstellerin zu sein und immer, wenn sie der Wirklichkeit entfliehen möchte, betritt sie die Welt ihres ungeschriebenen Romans, in der eine fruchtlose Kriegerin an ihrer Stelle kämpft. Am Ende müssen Duck und ihr Vater einen Neuanfang für sich finden.

Der Autor: David Greig, geboren 1969 in Edinburgh, ist ein schottischer Dramatiker, dessen Stücke vielfach auch ins Deutsche übersetzt und an deutschsprachigen Bühnen inszeniert werden. *The Monster In The Hall*, so der Originaltitel, entstand in Zusammenarbeit mit einer Theatergruppe von Young Carers (Jugendliche, die zu Hause Angehörige pflegen, s. Interview) und wurde 2010 am Citizens Theatre Glasgow uraufgeführt. Die deutschsprachige Erstaufführung feierte im Oktober 2012 am Staatsschauspiel Hannover in der Regie von Mina Salehpour Premiere. Im Dezember 2014 wurde der Autor gemeinsam mit der Übersetzerin Barbara Christ mit dem Deutschen Jugendtheaterpreis 2014 für *Monster* ausgezeichnet.

Die Regie: Am Deutschen Theater wird *Monster* von Simon Solberg inszeniert, der hier zuletzt Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre* zur Premiere brachte. Solberg wurde 1979 geboren, absolvierte eine Schauspielausbildung an der Folkwang-Hochschule in Essen und gab 2006 sein Regiedebüt am schauspielFrankfurt. Seither ist er als Regisseur im gesamten deutschsprachigen Raum unterwegs.

Die Inszenierung entstand als Koproduktion mit der Schauspielschule „Ernst Busch“ Berlin. Es spielen neben den Ensemblemitgliedern Helmut Mooshammer und Natali Seelig die beiden Studierenden aus dem dritten Studienjahr Schauspiel Linn Reusse und Gregor Schleuning.

Schwachsein ist normal

Interview mit David Greig zu seinem Stück *Monster*

Was hat Sie zu »Monster« und der Geschichte des 16-jährigen Mädchens Duck Macatarsney inspiriert?

Monster ist vor ein paar Jahren in Zusammenarbeit mit der Theatergruppe *Theatre About Glasgow* entstanden. Diese Kompanie tourt mit ihren Stücken durch Schulen. Ich habe den Auftrag damals angenommen, weil Teenager ein inspirierendes Publikum sind. Durch einen befreundeten Lehrer begann ich mich für das Phänomen der young carers zu interessieren. So bezeichnet man Kinder und minderjährige Jugendliche, die die Verantwortung für ihre Eltern oder Geschwister übernehmen müssen, die für sie sorgen, ihnen helfen und sie pflegen, meist, weil eine Krankheit oder Sucht vorliegt. Ich habe eine Theatergruppe begleitet, die aus young carers bestand. Das Hauptproblem der Behörden ist, dass die Kinder sich ihren Sozialarbeitern nicht anvertrauen. Sie haben Angst davor, aus ihren Familien gerissen zu werden – oder ihre Eltern oder Geschwister, die sie betreuen, bloßzustellen.

Ihr Theatertext zeugt von Humor, ist verspielt und lustig, obwohl die Geschichte selbst überhaupt nicht lustig ist – Ducks Vater leidet an Multiple Sklerose und Duck befürchtet, dass das Sozialamt sie von ihrem Vater trennt. Also vertuschen sie die Krankheit.

Ursprünglich wollte ich daraus ein richtiges Drama machen – eine harte und berührende Gesellschaftstragödie. Ich fragte die Jugendlichen um Rat: »Wenn in eurer Schule ein Theaterstück gezeigt wird, in dem es um euch geht – wie müsste dieses Stück sein?« Alle sagten ohne zu zögern: »Es muss lustig sein!«. Das war ein Schock für mich! Aber dann begriff ich, dass sie einfach ganz normale Kinder sein wollen, mit denen niemand Mitleid haben soll. Also beschloss ich, die Geschichte so lustig wie möglich zu erzählen.

»Normal für uns heißt nicht normal für andere«, erklärt Duck ihrem Vater. Sie wäre am liebsten ein ganz normales Mädchen mit einem ganz normalen Leben – ist das nicht das Gegenteil davon, was sich Jugendliche oft wünschen: Popstars, Filmstars, jemand ganz besonderes zu sein?

Duck will den Glauben aufrecht erhalten, alles sei in Ordnung. Tatsächlich aber ist überhaupt nichts in Ordnung. Überall sind Probleme. Aber sie muss die Illusion einer heilen Welt fortführen, denn wenn sie zugäbe, dass es Probleme gibt, müsste sie sich und ihr Selbstbild ändern. Ich glaube, Teenager sind immer hin und her gerissen zwischen dem Wunsch normal, also nicht außenstehend, und dennoch einzigartig und besonders zu sein. Duck ist ein besonderes Mädchen. Dass sie ihren Vater pflegt, macht sie besonders. Aber sie fürchtet, dass es sie komisch macht. Ihr Vater, der mehr Erfahrung hat, ist klarer mit sich. Er weiß, dass Normalsein nicht unbedingt etwas Erstrebenswertes ist. Es ist sowieso niemand normal. Letztlich sind alle irgendwie schräg.

Wenn wir jemanden oder uns selbst als normal bezeichnen, wissen wir oft nicht, was wir damit eigentlich meinen – wir benutzen diese Kategorisierung, um uns selbst besser zu fühlen oder um klarzustellen, dass es Regeln gibt, die festlegen, was »normal«, also gesellschaftlich akzeptabel ist. Jemanden als nicht normal zu bezeichnen wird oft zur Diskriminierung.

Ich halte diese Tyrannei der Normalität für etwas Schreckliches. Es ist die Pflicht eines Autors – die Pflicht des Theaters – zu zeigen, dass es das nicht gibt. Dass seltsam und anders zu sein ganz normal ist und die Normalität manchmal das ist, was seltsam ist. Dieser Gedanke hat auch Bertolt Brecht bewegt.

Was bedeutet für dich, »normal« zu sein?

Schwach zu sein. Wir sind alle schwach. Wir wollen stark sein. Also tun wir so als ob. Aber in Wirklichkeit brauchen wir alle jemanden, der sich um uns kümmert und wir brauchen jemanden, um den wir uns kümmern. Das macht uns schwach. Das ist ein ganz politischer Gedanke, denn diese Illusion von Unverletzlichkeit ist es, die die Menschen dazu treibt, andere, die sie als schwächer empfinden, zu verfolgen – wie zum Beispiel Flüchtlinge oder arme Menschen. Der Irrglaube ist: Wenn jemand schwach ist, muss er es selbst verschuldet haben. Aber wir sind alle schwach. Schwachsein ist normal. Und das möchte ich auch mit meinem Stück zeigen: Wenn man zugibt, schwach zu sein, ist das der erste Schritt zum Starksein.

Was denkst du: Was für ein Leben wird Duck führen, wenn sie 35 Jahre alt ist?

Haha! Gute Frage. Ich weiß es nicht. Ich hoffe, sie cruist irgendwo mit dem Motorrad herum. Vielleicht ist sie eine berühmte Autorin? Oder Dramatikerin?

Duck verwandelt ihre Realität in ihrer Fantasie in alle möglichen Genres und erfindet Figuren, die ihr Leben, ihr Verhalten und ihre Träume kommentieren und erzählen – haben diese Elemente aus Musical, Literatur, Film und Märchen für dich eine besondere Bedeutung in deiner Arbeit?

Mich interessieren alle Formen des Erzählens. Aber ich mag es besonders, wie diese Erzählformen unsere inneren Gespräche beeinflussen, die wir mit uns selbst führen oder die Art, wie wir über uns denken. Das bringt mich wirklich zum Lachen. Ich bin immer der Held in meinem eigenen Film oder in meinem Roman – vor allem, als ich noch selbst ein Teenager war.

Ist Fantasie nötig um Realität zu akzeptieren?

Ja, deshalb gibt es Theater!

Die Fragen stellte Vivica Bocks, Dramaturgin der deutschsprachigen Erstaufführung von *Monster* am Jungen Schauspiel Hannover. Der Abdruck des Interviews erfolgt mir ihrer freundlichen Genehmigung.

Ich bin nicht schräg!

Stückzitat (Ducks Vater)



Szenenfoto mit Helmut Mooshammer

Monster im Flur

Vorschlag zur Vorbereitung des Theaterbesuchs

Das titelgebende „Monster im Flur“, das im Leben von Duck und ihrem Vater großen Raum einnimmt, wird zu einem relativ späten Zeitpunkt im Stück als Motorrad enttarnt – eine Ducati Monster, die Maschine, mit der Ducks Mutter seinerzeit einen tödlichen Unfall hatte und die seit dem als Ruine in der Wohnung der beiden steht. Bis dahin hat man als Zuschauer schon längst „Monster“ als Metapher akzeptiert: Monster lauern überall, sie behindern die Figuren in ihrem Alltag und vor allem im Kontakt miteinander, sie sabotieren wo sie nur können. Sie stehen für das Unausprechliche. Für die Krankheit, Leiden und Schmerz. Für die Scham des Vaters, der nicht mehr wirklich als solcher funktioniert, vor der halbwüchsigen Tochter. Für die Ängste der beiden. Für ihre Sorgen, aber auch ihre Wut, ihren Frust, ihre Zukunftsängste etc.

Monster lauern da, wo ein offener Umgang mit Gefühlen nicht möglich ist, sei es, weil man die Reaktion des anderen fürchtet, weil man ihn nicht noch mehr belasten will oder weil man sich schämt. Jede Familie hat ihre eigenen Monster. Manchmal sind sie ganz klein, manchmal beherrschen sie auf unsichtbare Weise das Zusammenleben.

„Familienmonster“ eignet sich als Thema eines den Inszenierungsbesuch vorbereitenden Workshops. Hierzu bespricht man die Thematik zunächst mit der Gruppe. Wofür könnte die Metapher „Monster“ stehen? Woher kommen diese Dinge in einer Familie und warum ist es so schwer, damit offen miteinander umzugehen? Wie werden Dinge zu Unausprechlichen? Was ist der Sinn solcher Tabus, wodurch entstehen sie?

Sammeln Sie mit der Klasse Beispiele für „Monster“, die in Familien vorkommen können. Aus meiner Workshopfahrung kann so eine Liste bspw. so aussehen.:

- Suchterkrankung eines Elternteils oder eines Kindes (v.a. Alkohol)
- Andere psychische Erkrankung
- Somatische Erkrankung, schwere Diagnose
- Jobverlust eines Elternteils
- Schulverweis oder schlechte schulische Leistungen eines Kindes
- Überforderung im Job / in der Schule, den Ansprüchen nicht mehr genügen
- Geldverlust z.B. durch Glücksspiel oder Spekulation
- Homosexualität
- Fremdgehen eines Elternteils / Trennung der Eltern
- Außenseiterstatus/ Mobbingfahrung eines Kindes in der Schule

Es besteht natürlich auch die Möglichkeit, diese Einheit als Nachbereitung durchzuführen und sich bei der Sammlung von den Figuren des Stücks inspirieren zu lassen.

Wichtig in der Diskussion mit den Schüler_innen ist m.E. auch, zu thematisieren, warum es so wichtig ist, bestimmte Fassaden aufrecht zu erhalten. Woher kommt das Bedürfnis, nicht aufzufallen? Was ist dran an der Sehnsucht, vor allem nur normal zu sein?

In einem zweiten Schritt geht es darum, die Gefühle bzw. Bedürfnisse, die hinter den „Monstern“ stehen, zu erkennen (Schuld, Scham, Angst vor Ausgrenzung, Leistungsdruck, Perfektionismus, Versagensangst...). Diese lassen sich hervorragend als Standbilder darstellen und besprechen. Dazu finden sich die Schüler_innen in Kleingruppen zusammen (2 – 10) und bekommen 5sec Zeit (Countdown durch Spielleiter_in), ein spontanes Standbild zu dem genannten Begriff (bspw. Scham) zu formen. Anschließend sehen sich die Schüler_innen die Standbilder der anderen an und erläutern ihr eigenes, moderiert durch Spielleiter_in. In der nächsten Runde wechseln die Gruppengrößen und -zusammensetzungen. Bei dieser Übung ist Tempo wichtig, damit es spielerisch bleibt und nicht zu psychologisch wird; erfahrungsgemäß hilft allein schon die Verwendung des Wortes „Monster“ in Verbindung mit Begriffen wie Scham, Schuld etc., um einen lustvollen Zugang zu diesen schweren Thematiken zu schaffen.

In einem nächsten Schritt können die Schüler_innen sich, ebenfalls in Kleingruppen, kleine Szenen ausdenken. Dazu sollen sie sich eine Grundsituation aus dem Familienalltag ausdenken (z.B. Abendbrottisch) und sich auf ein bestimmtes „Monster“ einigen (Beispiel aus einer 9. Klasse: Alle Familienmitglieder beschäftigen sich die ganze Zeit mit ihren Smartphones/ Tablets, keine direkte Kommunikation mehr möglich). Die Schüler_innen stellen die jeweilige Szene dar, wobei einige von ihnen die realen Figuren spielen, andere die Monster, die ihr Handeln steuern, im Weg stehen, dazwischenfunken etc.

Im Nachgespräch nach Besuch der Vorstellung können Sie mit den Schüler_innen die selbst erarbeiteten Monster mit denen der Figuren im Stück vergleichen, sowie die Darstellungsweisen im Workshop und auf der Bühne im DT.

VATER *Warum können wir nicht einfach ganz normal sein, wenn sie kommt?*

DUCK *Weil unser normal für andere Leute nicht normal ist. Wir sind schräg.*

Stückzitat



Szenefoto mit Gregor Schleuning (als Monster) und Linn Reusse

Escape

Ooder: Was kann man tun? Vorschlag zur Nachbereitung des Theaterbesuchs

Ducks Strategie, um mit der schwierigen familiären Realität und den damit verbundenen Sorgen und Ängsten umzugehen, ist, sich eine eigene Welt zu schaffen. Das Schreiben eröffnet ihr einen Raum, in dem sie unbeschwert vom Alltag sich selbst neu erträumen kann, indem sie aber auch bedrückende Erlebnisse, Sorgen und auch die Trauer um die Mutter verarbeiten kann. Ihre Schreibmaschine ist für Duck wie ein Ventil, um zu hohem Druck regulieren zu können. Wichtig dabei ist, dass ihre Realitätsfluchten immer nur begrenzt stattfinden, dass sie sich nicht komplett in innere Parallelwelten verliert.

Erörtern Sie mit Ihren Schüler_innen, welche Funktion das Schreiben für Duck hat. Können sie sich darin wiederfinden? Welche eigenen Strategien kennen sie, was könnte Duck sonst noch tun? Wie unterscheiden sich verschiedene Strategien (z.B. primär Ablenkung bei Computerspielen, Weltflucht beim Lesen, Auspowern beim Sport vs. eigener kreativer Ausdruck beim Schreiben, Theaterspielen, zeichnen etc.) und wie bewerten die Schüler_innen die unterschiedlichen Möglichkeiten? Welche Rolle spielt die Möglichkeit der Flucht in eine eigene Welt in ihrer eigenen Erfahrung?

Interessant ist auch, dass Duck nicht etwa an einem Tagebuch, sondern an einem Roman schreibt und schon von dessen Veröffentlichung und Verfilmung fantasiert. Es geht ihr also nicht nur um Bewältigung, sondern sie hat auch ein Mitteilungsbedürfnis.

In der Inszenierung spielt auch die visuelle Ebene eine große Rolle. Die Welt der Kriegerin Duck entsteht im Schreiben, aber auch als Illustrationen. In eigener künstlerisch-kreativer Arbeit können die Schüler_innen weitere verschiedene Alternativen für Duck erarbeiten. Wie könnte z.B. ein Song klingen, den sie mit ihrer Band performen würde (oder würde sie ihn allein im Schlafzimmer auf der Gitarre klimpern)? Wie könnte ein Comic aussehen, den sie zeichnet, oder würde sie eher malen? Collagen kleben? Animationsfilme am Rechner produzieren? Tanzen? Graffiti malen? Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt – und vielleicht ist es ja sogar möglich, ein paar der Ideen an einem Projekttag in der Schule umzusetzen.

Multiple Sklerose – Die Krankheit mit 1000 Gesichtern

Schätzungsweise 2,5 Millionen Menschen weltweit leiden an Multipler Sklerose (MS). In Deutschland leben ca. 120 000 Betroffene, andere Schätzungen gehen von mindestens 200 000 aus. Es ist eine Krankheit mit hoher Dunkelziffer, da die Symptome vielfältig und häufig nicht eindeutig zuordnenbar und dazu die Verläufe höchst unterschiedlich sind.

Multiple Sklerose ist eine Autoimmunerkrankung, bei der das Zentrale Nervensystem geschädigt wird. Es treten Entzündungsherde im Nervensystem auf, wobei jede Stelle betroffen sein kann und damit Ausfälle in beinahe jedem Bereich auftreten können: Motorik, Sprachzentrum, Sehzentrum, Koordination, etc. Nur etwa jeder siebte bis zehnte Entzündungsherd löst einen Krankheitsschub aus, manche vergehen sogar ganz unbemerkt. Manchmal dauert es deshalb Jahre, bis die Diagnose feststeht.

Manche MS-Patienten leben viele Jahre mit wenigen und milden Krankheitsphasen (Schüben), andere erholen sich zwischen den Schüben nicht mehr oder nur sehr schlecht, die Krankheit chronifiziert sich und sie sind schon früh stark beeinträchtigt, beispielsweise auf den Rollstuhl angewiesen. Durch den unvorhersehbaren Verlauf der Erkrankung ist MS eine unberechenbare Diagnose.

Dies ist möglicherweise auch eine Ursache dafür, dass Betroffene ihre Erkrankung am Arbeitsplatz oder im Alltagsleben oft verschweigen. Wie viele chronisch Kranke fürchten sie soziale Isolation, Nachteile am Arbeitsplatz oder wenigstens eine gewissen Stigmatisierung – schließlich ist es schwer einzuschätzen, inwieweit jemand leistungsfähig ist oder bleibt, während es den Betroffenen oft schwerfällt, sich selbst als hilfebedürftig zu akzeptieren und sich anderen gegenüber als krank zu „outen“. Vielen MS-Patienten gelingt es, ihre Erkrankung, zumindest so lange sie nur in vereinzelt Schüben mit teils langen Erholungsphasen dazwischen auftritt, lange vor Kollegen, Freunden und teilweise auch Familienmitgliedern zu verbergen. Eine Seite der „Krankheit der 1000 Gesichter“ ist auch ihre Unsichtbarkeit.

Einige Weblinks:

Deutsche Multiple Sklerose Gesellschaft

<http://www.dmsg.de>

Die Aktion Multiple Sklerose Erkrankter

<http://www.amsel.de/>

MS Life – Die Plattform rund um MS

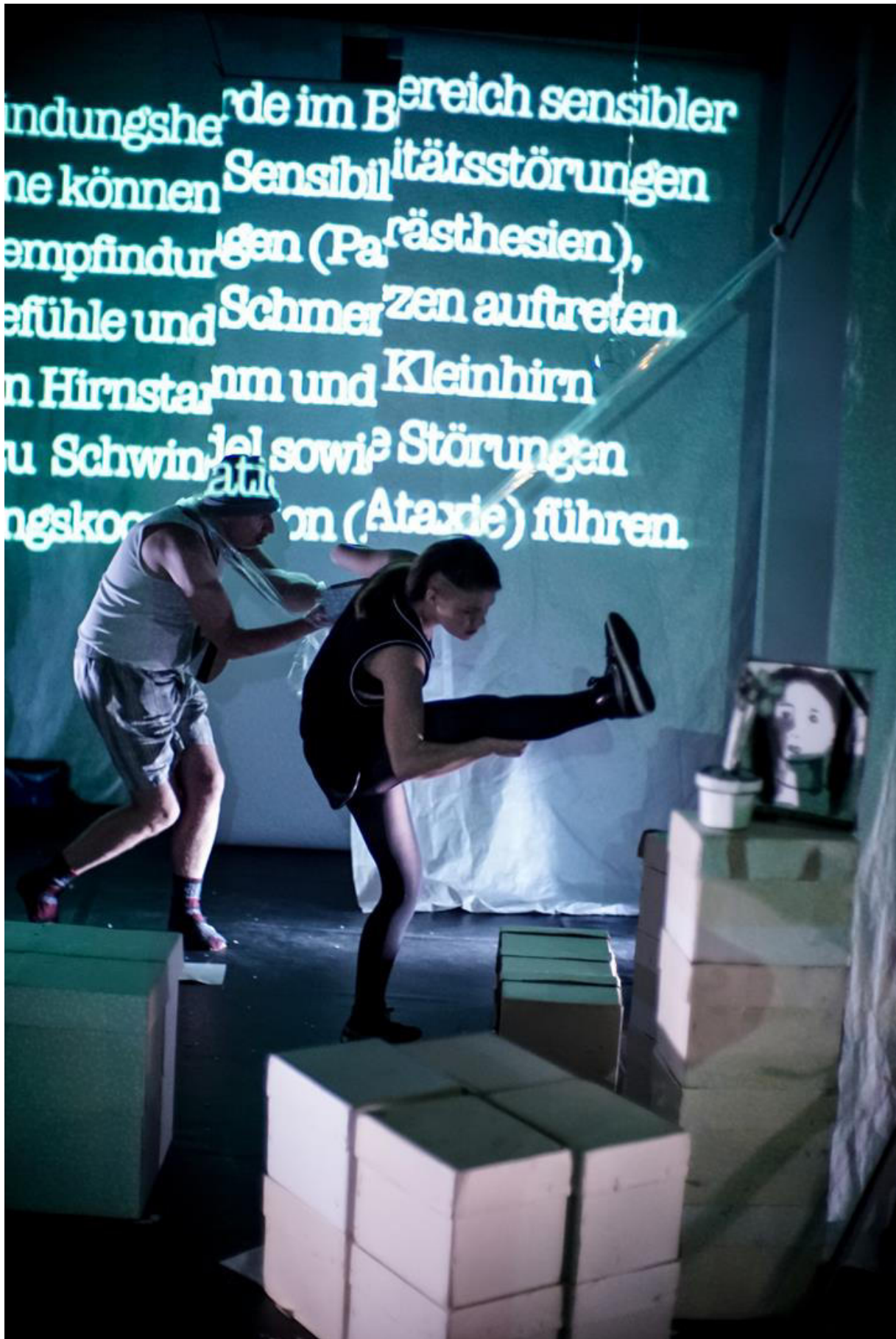
<http://www.ms-life.de/>

Informationsblog einer Betroffenen

<http://www.kabelschaden.de/>

Beitrag auf Planet Wissen

https://www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/krankheiten/multiple_sklerose/index.jsp



Szenenfoto mit Helmut Mooshammer und Linn Reusse

Kinder als Pfleger

Sie putzen, waschen, kochen und betreuen: Tausende von Kindern und Jugendlichen in Deutschland kümmern sich um ihre chronisch kranken Eltern.

von Sannah Koch, DIE ZEIT online, 05. November 2009

»Ich muss eigentlich alles machen«, sagt Monika. Sie ist erst 14 Jahre alt und doch schon eine Krankenpflegerin, ehrenamtlich sozusagen, in der eigenen Familie. Eine von jenen Heranwachsenden in Deutschland, die sich um chronisch kranke Angehörige kümmern müssen. Statt sich mit ihren Freunden auf Spielplätzen zu tummeln oder in Diskotheken auszutoben, baden, kochen oder putzen sie, geben ihren Eltern Medikamente.

So betreut das 14-jährige Mädchen ihre alleinerziehende, an multipler Sklerose (MS) erkrankte Mutter. Das bedeutet für Monika: »Früh aufstehen, Mutti aus dem Bett holen, sie waschen, anziehen und Rollstuhl fertig machen. Dann zur Schule gehen und danach gleich wieder nach Hause. Zu Hause geht es gleich weiter, Mutti zur Toilette bringen, die ganze Pflege und alles aufräumen. Auch nachts muss ich aufstehen, auch wenn ich nicht will, ich komme nicht drum herum. Ich mache auch die ganzen Ämtergänge, Sparkasse, Überweisungen und die Einkäufe.«

Über die Belastung, den seelischen Notstand und das Allein-gelassen-Sein solcher pflegenden Kinder wird kaum gesprochen. Weil die Gesellschaft sie nicht wahrnimmt. Weil die Eltern lieber schweigen, aus Scham – oder sogar aus Angst vor dem Jugendamt.

Darum sind auch die Namen aller Minderjährigen in diesem Text geändert, so wie der von Laura. Die Siebenjährige hat eine rheumakranke Mutter und einen Vater, der beruflich tagelang unterwegs ist. Sie erzählt: »Einmal hat der Papa mir gezeigt, wie ich Mama die Spritzen setzen muss, und die ganzen anderen Male habe ich das dann selbst gemacht. Ich wollte der Mama einfach helfen.«

Die Eltern fürchten, das Jugendamt könnte ihnen die Kinder wegnehmen.

Ungewöhnliche Ausnahmefälle? Sabine Metzging-Blau vom Institut für Pflegewissenschaft an der Universität Witten/Herdecke war am Forschungsprojekt »Kinder und Jugendliche als pflegende Angehörige« beteiligt, dessen Ergebnisse vom vergangenen Herbst einen Anhaltspunkt liefern. Ihrer Studie – einer Kombination aus Untersuchung und Hochrechnungen aus Nachbarländern – zufolge pflegen in Deutschland schätzungsweise 225.000 Kinder oder Jugendliche kranke Angehörige. Einige helfen bloß mit, doch etwa in der Hälfte der Fälle übernehmen Minderjährige die ganze Last der Betreuung: eine Konsequenz der wachsenden Zahl von Ein-Eltern-Familien.

Im Durchschnitt fangen diese Kinder im Alter von zwölf Jahren an zu pflegen. Einige verrichten aber schon deutlich jünger Arbeiten, die selbst einen Erwachsenen überfordern könnten: Bei knapp einem Fünftel entspricht die Pflege einem Halbtagsjob von mehr als 20 Wochenstunden, ein weiteres Drittel hilft zwischen 10 und 20 Stunden. »Die Kinder und Jugendlichen füllen die Lücken«, sagt Pflegewissenschaftlerin Metzging-Blau, »und der Umfang der persönlichen Hilfe ist dabei nahezu grenzenlos.«

Schleichend nimmt es zu, wachsen Kinder in diese Situation hinein, weil sich die Gesundheit ihrer Eltern langsam verschlechtert. Bis die minderjährigen Pfleger so unabhkmmlich sind, dass sie sich der Verantwortung nicht mehr entziehen knnen.

»Diese Familien haben natrlich viele Probleme, leider verlieren sie dabei manchmal die Belastung ihrer Kinder aus den Augen«, erklrt Sabine Hartz, Leiterin des ersten bundesweiten Zentrums fr Kinder kranker Eltern , das im Sommer in Hamburg seine Arbeit aufgenommen hat.

Besonders hart trifft dies alleinerziehende Mtter oder Vter. So erzahlt eine MS-krankte Hamburgerin: »Ich habe eine vier Jahre alte Tochter, die mir jetzt schon beim Ausziehen hilft. Ich will das nicht, aber ich weiB manchmal nicht, was ich machen soll. Ich habe Pflegestufe zwei, und das Pflegegeld reicht einfach nicht aus.« Eine andere chronisch kranke Mutter ergnzt: »Als ich das Jugendamt bat, mir beim Transport meiner Kinder zum Kindergarten zu helfen, meinten die, die Lttten seien doch nicht krank oder behindert. Die Kinder helfen mir mittlerweile sogar schon beim Waschen. Ich bin sehr verzweifelt darber.«

Solche Schilderungen wagen die Kranken allerdings nur aus der Anonymitt heraus. Nicht bloB aus Scham, zu groB ist die Angst, dass das Jugendamt von der familiren Notlage erfahrt und, statt Untersttzung zu leisten, ihnen die Kinder fortnimmt und sie in eine Pflegefamilie gibt.

Diese Angst wird durch Berichte ber harte Eingriffe der Behrden genhrt. Eine MS-krankte Mutter aus Bremen hat so einen Fall in ihrer Selbsthilfegruppe selbst erlebt. »Das sind die Momente, wo ich wirklich vorsichtig werde. Da ist man eher bereit, das eigene Kind noch mehr zu belasten, als um Hilfe beim Amt zu bitten«, sagt die Bremerin. Wie schwierig die Zusammenarbeit mit dem Jugendamt sein kann, erlebte auch die Hamburgerin Imke Paust, die sich in der Behinderteninitiative Autonom Leben engagiert. Sie weiB von zwei stark sehbehinderten Eltern, denen das Kind genommen wurde, weil es sich in der Familie motorisch nicht ausreichend habe entwickeln knnen. »Die hatten ihren Haushalt absolut in Ordnung«, sagt Paust. Und die Entwicklung des Kindes habe man sicher auch mit einer gezielten Frhforderung untersttzen knnen. »Da muss man sich nicht wundern, dass diese Familien sich abschotten und nicht um Hilfe bitten.«

Nicht das AusmaB der Krankheit entscheidet, sondern der Umgang damit

Paust ist selbst eine Betroffene. Die Mutter eines achtjhrigen Sohnes leidet an multipler Sklerose. Sie ist weitgehend auf Hilfe angewiesen und sitzt seit drei Jahren im Rollstuhl. Als sie damals begann, nach finanzieller Untersttzung fr sich und ihren Sohn zu suchen, stellte sie fest, dass ihre Lebenssituation fr den Gesetzgeber praktisch nicht existiert. Zwar haben Menschen mit Behinderungen einen Rechtsanspruch auf Assistenz. Sie knnen daher bei Krankenkasse, Pflegekasse und Sozialamt ein persnliches Budget beantragen, um ihre Pfleger selbst zu bezahlen. Doch eine dauerhafte finanzielle Untersttzung fr die Betreuung von Kindern ist schwierig zu erstreiten. Paust konnte dem Jugendamt nur unter Berufung auf das Jugendhilfegesetz (»Betreuung und Versorgung des Kindes in Notsituationen«) eine Elternassistenz fr ihren Sohn abringen.

Stets, betont Paust dabei, habe sie darauf geachtet, ihren Sohn nicht übermäßig zu belasten. »Lieber hätte ich für meine persönliche Pflege zwei Stunden länger gebraucht, als das Kind dafür heranzuziehen.« Weil sie sonst mit dem Rollstuhl nicht mehr durch die Wohnung komme, dürfe er zwar sein Spielzeug nicht herumliegen lassen. Und natürlich müsse er auch im Haushalt helfen, aber das könne man ja von jedem Kind in seinem Alter erwarten. Durchaus positive Lerneffekte fürs spätere Leben sieht Sabine Metzling-Blau bei Kindern aus belasteten Familien. Ein gesteigertes Selbstwertgefühl, frühe Reife, eine besonders enge Bindung an die Eltern und ein hohes Verantwortungsgefühl hat sie in ihrer Studie beobachten können. Das ist eine Seite.

Von der Kehrseite berichtet Georg Romer, Kinderpsychiater am Hamburger Uniklinikum Eppendorf (UKE). Es komme in solchen Situationen besonders auf den richtigen Umgang mit Kindern an. Sonst drohe die ungewöhnliche Belastung zur Hypothek für das spätere Leben zu werden. Romer leitet am UKE die Stelle »Kinder körperlich kranker Eltern«. Seit 2000 bietet diese psychosoziale Beratung für Familien mit pflegenden Kindern an, deren Mütter oder Väter schwer oder unheilbar erkrankt sind – meist an Krebs.

Zuvor hatte man gerade an solchen Kindern und Jugendlichen beobachtet, dass im späteren Leben deutliche psychische Störungen drohen. »Kinder reagieren auf eine erfüllte Belastung der Eltern«, sagt Romer, »indem sie zunächst ihre stabilste Seite zeigen und versuchen, eigene Sorgen von ihnen fernzuhalten« – die Folge: Häufig unterschätzten Eltern die seelische Belastung ihrer Kinder. Wenn dann noch zu wenig miteinander gesprochen wird, droht eine Abschottung gegenüber der sozialen Umwelt – und eine ungesunde Tendenz zur Konfliktumgehung.

Für Deutschland rechnen Experten des Robert Koch-Instituts damit, dass jährlich allein 150.000 Kinder zusätzlich mit anpacken müssen, weil ein Elternteil an Krebs erkrankt ist. Fast die Hälfte von ihnen zeigt laut Romer ohne professionelle Hilfe deutliche Verhaltensauffälligkeiten, schulische Probleme und soziale Isolation. Angstsymptome, depressive Verhaltensweisen und psychosomatische Beschwerden träten bei mehr als dreißig Prozent von ihnen auf. Für diese Kinder sei das Risiko, später psychisch zu erkranken, doppelt so hoch wie für andere Kinder gleichen Alters, so Romer. Heranwachsende, die in solchen Lebenssituationen psychotherapeutisch begleitet würden, zeigten dagegen im Vergleich zu Kontrollgruppen deutlich weniger klinische Auffälligkeiten.

Wissenschaftlich gesicherte Therapieprogramme gibt es wenige. Deshalb bietet am UKE das Präventionsprojekt Children of Somatically Ill Parents (COSIP) eine unverbindliche kindzentrierte Beratung für Familien an – unabhängig davon, ob ein Kind schon psychisch auffällig ist oder nicht. Bis zu sechs Monate dauern die Einzel-, Paar- oder Familiengespräche dort. Eltern werden für die Bedürfnisse ihrer Kinder sensibilisiert, Kindern Bewältigungsstrategien beigebracht. Aus der bisherigen Erfahrung schließt man: Nicht die Schwere der elterlichen Erkrankung entscheidet über die psychische Gesundheit der Kinder, sondern wie die Familie damit umgeht.

Viele Kinder wissen schlicht zu wenig von den Krankheiten ihrer Eltern. So leben sie zwischen Andeutungen und bedrohlichen Fantasien, ein idealer Nährboden für Schuldgefühle und Ängste. Der Rat des Experten: offen über die Situation sprechen, auch über Gefühle.

Um die Entlastung der Kinder soll sich auch alles in dem neuen Hamburger Zentrum Supa-Kids drehen, das in Kooperation und mit wissenschaftlicher Begleitung des Wittener Pflege-wissenschaft-Instituts beim Roten Kreuz ins Leben gerufen wurde. Hier soll das Wissen um verfügbare Hilfen gebündelt werden. Allein im Hamburger Raum sind rund 3500 Heranwach-sende von der Problematik betroffen, schätzt die Leiterin Sabine Hartz.

Dazu gehören auch Kinder von Eltern mit psychischen Störungen. Heranwachsende können bei SupaKids mit einer Therapeutin sprechen, aber auch mit Gleichaltrigen in derselben Le-benslage. Und um dieses Angebot zu ermöglichen, müssen Hartz und ihr Team das organi-sieren, was für die pflegenden Kinder zum Alltag gehört: »Selbstverständlich wollen und müssen wir zeitgleich immer sicherstellen, dass die Eltern versorgt sind, denn sonst würden die Kinder ja gar nicht zu uns kommen.«

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 05.11.2009 Nr. 46

ADRESSE:<http://www.zeit.de/2009/46/M-Pflegende-Kinder> (zuletzt abgerufen am 16.2.2015)



Szenenbild mit Helmut Mooshammer, Gregor Schleuning, Linn Reusse und Natali Seelig

Es ist alles in bester Ordnung, solange man nicht drüber nachdenkt.

***Kriegerin Duck blickte aus dem Fenster und dachte:
Genau so ist es, das Denken ist das Problem. Normale
Menschen müssen nicht über ihr Leben nachdenken.
Sie leben einfach so vor sich hin. Aber ich muss nachden-
ken – über alles, die ganze Zeit.***

Stückzitat (Duck)

Impressum

Deutsches Theater Berlin, Schumannstr. 13a, 10117 Berlin **Intendant** Ulrich Khuon
Geschäftsführender Direktor Klaus Steppat **Redaktion** Kristina Stang
Inszenierungsfotos Arno Declair
Spielzeit 2014/15